

FRIEDENSPREIS DES DEUTSCHEN BUCHHANDELS

FRIEDENSPREIS 
DES DEUTSCHEN BUCHHANDELS

1978

Astrid Lindgren

Börsenverein des Deutschen Buchhandels



Hans-Christian Kirsch

Laudatio

Die Frage, was mit einer hervorragenden Leistung im Bereich der Kinder- und Jugendliteratur für den Frieden getan sei, ist seit Bekanntwerden des Namens der diesjährigen Trägerin des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels gelegentlich zu hören gewesen.

Ich will, wenn ich von dieser Frage ausgehe, mich nicht näher mit der Unterscheidung befassen, die in der Bundesrepublik immer noch hin und wieder zwischen sogenannter »großer« Literatur einerseits und Kinder- und Jugendliteratur als etwas a priori Minderem oder Zweitrangigem gemacht wird.

Vorurteile, die eine solche Unterscheidung hervorbringen, sind erfreulicherweise seit einiger Zeit im Abnehmen begriffen.

Wenngleich ein genaueres Nachdenken über sie auch in den Kern unseres, wie ich finde, gestört-verstörten Verhältnisses zur Kindheit und zum Kind führen würde, will ich dem vorerst hier nicht weiter nachspüren. Gegen solche Vorurteile gewandt, erinnere ich nur an einen Satz, dem sich, wie ich weiß, als Richtschnur viele Kinder- und Jugendbuchautoren des deutschen Sprachraums verpflichtet fühlen, und dessen Forderung sich gerade im Werk der hier zu ehrenden Autorin in exemplarischer Weise einlöst.

Dieser Satz stammt von Maxim Gorki und lautet: »Für Kinder sollte man schreiben wie für Erwachsene - nur besser.«

Dieser Satz enthält nicht nur die Aufforderung, Kinder als Leser ernst zu nehmen. Er weist auch auf die besondere Verantwortung und auf das besondere Maß an handwerklichem Können hin, das von dem verlangt wird, der sich anschickt, für Kinder zu schreiben.

Dieser Satz erinnert indirekt, nach meinem Verständnis auch daran, daß der Autor, der für Kinder und Jugendliche schreibt, das soziale Verhalten, die Rollenbilder, Wünsche und Utopien der nächsten Generation beeinflusst, ja diese hier und da vielleicht sogar entscheidend prägt.

Es drängt mich an dieser Stelle und bei dieser Gelegenheit auch, an jenen Mann zu erinnern, der posthum als erster Autor aus dem Be-

reich der Kinder- und Jugendliteratur mit dem Friedenspreis ausgezeichnet worden ist, an Janusz Korczak. Von ihm, der in Verantwortung für die ihm anvertrauten Kinder den höchsten Preis zahlte, den ein Mensch für ein Ideal der Humanität zu zahlen imstande ist, indem er sie beim Abtransport ins KZ nicht verließ, stammt ein anderer Kinder- und Jugendbuchautoren verpflichtender Satz: » Das Kind wird nicht erst ein Mensch, es ist schon einer!«

Ich will - dies im Sinn - versuchen, auf die Frage Antwort zu geben, die lautet: Was hat Astrid Lindgren mit ihrem Werk für den Frieden getan?

Nicht nur, daß die dabei hervortretenden Einsichten vielleicht am besten dazu angetan sind, die Autorin zu ehren.

Sie vermögen vielleicht auch einen Fingerzeig darauf zu geben, wie mit einer besonders gearteten Einstellung zu Kindern, die sich für mich in den Geschichten von Frau Lindgren abbildet, in einer ganz und gar nicht friedfertigen, eher von Gewalttaten erschütterten Welt und einer über den von manchen ihrer Töchter und Söhne praktizierten Terrorismus verstörten Gesellschaft, Schritte auf den Frieden hin möglich werden könnten. Lassen Sie mich aber auch noch ganz offen bekennen, daß Autoren, als deren Repräsentant ich mich in diesem Augenblick vor allem verstehe, dieser Frau besonderen Dank schulden. Sie verkörpert mit ihrem Werk die Wichtigkeit, die Ausdrucks- und Wirkungsmöglichkeiten von Kinder- und Jugendliteratur aufs Glücklichste. Man denke nur an all jene Eltern und Kinder, die vielleicht über diesen Büchern zum ersten Mal erfahren haben, daß Literatur kein esoterischer Bereich sein muß, sondern Einsamkeit und Isolierung aufzuheben vermag.

Seit dem Erscheinen der ersten jener wunderbaren Geschichten um die Gestalt der Pippi Langstrumpf 1945 in Schweden und 1949 in Deutschland haben sich eine große Zahl kluger Frauen und Männer den Kopf darüber zerbrochen, worin die Eigenart des Erzählens bei

Astrid Lindgren bestehe, wie es denn komme, daß Kinder diese Geschichten und deren Gestalten - und dazu wären nicht nur Pippi, sondern auch Karlsson, Michel (oder, wie er in Schweden heißt, Emil), Mio, Rasmus, Kalle Blomquist und die Brüder Löwenherz zu rechnen - als Abbilder ihres Seins betrachten?

Aus der Vielzahl der Erklärungsversuche will ich hier einige, die mich persönlich besonders überzeugt haben, wieder ins Gedächtnis rufen.

So spricht Richard Bamberger davon, daß Astrid Lindgren die Welt der Kindheit in ihrer ganzen Eigenart und Vielfalt ins Erwachsenen-dasein mit hinübergerettet habe. »Astrid Lindgren«, fährt er fort, »ließ Träume und Phantasien, die Kinder haben und oft hartnäckig gegenüber den Erwachsenen verteidigen, Wirklichkeit werden und sich sogar vor den Erwachsenen behaupten.« Bamberger weist schließlich darauf hin, daß viele dieser Geschichten ein Tor zum Traum seien, in dem all das, was in dieser Welt schief geraten ist, wieder ins rechte Gleis komme.

Das stimmt wohl, wenn man hinzufügt, daß Phantasie hier eben nicht nur Flucht-, sondern immer auch Trostcharakter hat, Geborgenheit verbreitet, die Wirklichkeit nie verdrängt wird und zugleich auch in einer erstaunlich realistischen Erzählhaltung Utopien von Freiheit und Selbstbestimmung vorgeführt werden.

Hedi Wyss war es, die vor kurzem Pippi als eine Vorbildgestalt des Emanzipatorischen und besonders der weiblichen Emanzipation interpretiert hat. Sie schreibt: »Pippi Langstrumpf ist ein Symbol für Emanzipation des Kindes mit seinen Phantasien, seinen Interessen und Bedürfnissen, für die Emanzipation des weiblichen Kindes gegen den besonders schweren (geschlechtsspezifischen) Druck... Pippi ist das Vorbild, das nicht Anpassung und Wohlverhalten demonstriert, sondern Neugierde und Lebenslust.«

Am genauesten scheint mir Malte Dahrendorf dem Geheimnis der Wirkung der Lindgrenschen Geschichten nachgespürt zu haben.

In seiner Analyse zeigt er auf, wie der Mensch im Verlauf dessen, was die moderne Entwicklungspsychologie den »Sozialisationsprozeß« nennt, in der anfänglichen Vielfalt seiner Möglichkeiten beschnitten und begrenzt wird, wie das »Realitätsprinzip« über das »Lustprinzip«, die Notwendigkeit über die Frei-

heit siegt. Das nenne man dann »ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft« werden.

Könne es nicht sein, so fragt Dahrendorf, daß all das Abgetrennte, Abgedämmte, Unterdrückte irgendwo doch noch lebe, und die Hoffnung, es verwirklichen zu können, nie ganz aufgegeben werde, daß also in der Freisetzung dieses Unterdrückten und in der Verteidigung eben dieser Hoffnung, die Erklärung dafür zu suchen sei, daß die Gestalten aus den Geschichten von Astrid Lindgren - oft sogar gegen den Willen wohlmeinender Erwachsener! - von den Kindern so heiß geliebt werden?

Dies ist der Punkt, an dem wir uns fragen müssen, wie sich denn die Haltung der Autorin gegenüber Kindern von der mancher anderer Zeitgenossen unterscheidet? Es reicht nicht hin, wenn man sagt, Astrid Lindgren nehme Kinder eben ernst.

Es reicht nicht hin, wenn man definiert, sie habe eben *nicht*, wie so viele andere Menschen, die Brücken zwischen sich und dieser wunderbaren und nicht nur immer angenehm-friedlich oder idyllischen "Welt des Kindseins, in der »einfache Dinge so seltsam und seltsame Dinge oft so einfach sind«, gesprengt.

Ihre Art der Zuwendung zum Kind hat noch andere Dimensionen.

Einmal hat sie selbst der so klugen Welt der Erwachsenen einen Satz ins Gesicht geschleudert, der uns alle in Hinblick auf unser Verhältnis zu Kindern in unserer Sicherheit, Selbstgefälligkeit und Nachlässigkeit erschüttern sollte.

Astrid Lindgren schreibt da von der unerhörten Dummheit und Phantasielosigkeit, mit der viele Erwachsene die ihnen ausgelieferten zarten Sprößlinge behandeln. Sie fährt dann ein großes Buch, nämlich die Bibel, zitierend fort: »>Fordert Eure Kinder nicht zum Zorn heraus!< Behandelt sie mit derselben Rücksicht, die Ihr Euren erwachsenen Mitmenschen zwangsläufig zeigen müßt. Gebt den Kindern Liebe, mehr Liebe und noch mehr Liebe, dann kommt die Lebensart von selbst.«

Hier, meine Damen und Herren, ergibt sich beiläufig, was diese Frau, erzählend für den Frieden getan hat: Durch ihre Fähigkeit, sensibel zu erahnen und konsequent auszudrücken, wie es im Bewußtsein von Kindern aussieht.

Direkt an uns Erwachsene gewandt, hat Astrid Lindgren einmal gesagt:

»Es müßte also ihre (der Erwachsenen) Sa-

che sein, eine Welt der Geborgenheit, der Wärme und Freundlichkeit um den Wicht zu schaffen. Aber tun sie das? Viel zu selten tun sie es, so will es mir scheinen. Sie haben wohl keine Zeit! Sie sind voll und ganz davon in Anspruch genommen, den kleinen Wicht zu erziehen. Sie erziehen ihn beharrlich von früh bis spät. Es ist ihnen so verzweifelt viel daran gelegen, daß er schon von Anfang an genau wie ein Erwachsener auftritt, denn dieses »ein Kind sein« ist doch wohl eigentlich ein sehr häßlicher Charakterzug, der mit allen Mitteln weggearbeitet werden muß.«

Meine Damen und Herren, ich weiß nicht, inwieweit bei jedem einzelnen von Ihnen die Hoffnung noch besteht oder längst verworfen worden ist, die großen Entwürfe und Systeme seien in der Lage, dem Menschen den Weg in eine friedfertigeren Welt zu weisen.

Wie immer die individuelle Antwort auf diese Frage ausfallen mag, optimistisch oder skeptisch-pessimistisch, verweist sie nicht so oder so auf unseren persönlichen Bereich, auf die Beziehung zu unseren Kindern? Hier müßten wir doch in der Lage sein, positiv etwas zu ändern. Ich finde, wir sollten das Alltägliche als Ansatz für Veränderungen nicht unterschätzen.

Aber wie sieht es damit in Wirklichkeit aus?

Gibt ein jeder von uns den Kindern, die ihm anvertraut sind, durch Geburt, Sitte oder Beruf dieses Soviel und noch mehr an Geborgenheit, Wärme, Liebe und noch einmal Liebe?

Ich behaupte: viel zu oft nehmen wir uns die Zeit zum lebendigen Umgang mit unseren Kindern eben nicht oder meinen, sie uns nicht nehmen zu dürfen.

Wir geben uns stattdessen damit ab, Häuser zu bauen, die oft nicht so sehr Heimstätten denn Prunkstätten sind.

Unser Ehrgeiz geht dahin, selbst mächtig, berühmt oder berüchtigt zu werden, um so vor unseren Kindern bestehen zu können, um ihnen zu imponieren.

Wir bilden uns ein, durch die Anhäufung materiellen Besitzes, durch die Überlieferung einer im Materiellen und im Besitzdenken wurzelnden, zuweilen recht zynisch Materialismus und Egoismus propagierenden Wertordnung, tragen wir zum Schutz unserer Kinder, zu ihrer Geborgenheit und ihrem Ansehen im späteren Leben bei.

Verkrampft streben wir danach, mehr und

noch mehr Geld zu verdienen, damit wir unseren Kindern ein Motorrad, ein Auto oder ein entsprechendes mechanisches Spielzeug geben können. Ein Verhältnis zu Dingen soll das Verhältnis zwischen Menschen ersetzen. Würden wir nicht so verfahren, es könnte uns eben in einer intensiven Begegnung mit Kindern unser eigener Verlust an Lebendigkeit klar werden, und davor haben wir Angst.

Bei alledem entwickeln wir zwar manchmal noch schlechtes Gewissen darüber, daß wir so sind, wie wir nun einmal sind, machen aber viel zu häufig »die Verhältnisse«, viel zu selten uns als Personen dafür verantwortlich.

Wenn sich dann die Verstörtheit unserer Kinder, ihre Einsamkeit und sprachliche Hilflosigkeit zu psychischer Krankheit steigert - und als solche will mir auch der Terrorismus erscheinen - sind wir ratlos oder reagieren pharisäerhaft aufgebracht.

Um die Beziehung zum Werk von Astrid Lindgren herzustellen:

Lesen Sie einmal die Geschichten von Michel oder Emil nach. In der Fiktion einer Geschichte, noch dazu in einer von und für Kinder, ist ja ein solch aufgewecktes, einfallsreiches Bürschchen recht lustig. Überlegen Sie sich aber: wie würden Sie reagieren, wäre Michel Ihr Sohn, Pippi Ihre Tochter? Liebevoll oder nervös? Schutzgebend oder aufbrausend? Freundlich verständnisvoll oder aggressiv?

Man hat Astrid Lindgrens Bücher in die in der Bundesrepublik teilweise recht dogmatisch geführte Auseinandersetzung über autoritäre oder antiautoritäre Erziehung hineingezogen.

Diese oder jene Seite hat Zitate aus den Büchern als Beweismittel für die Richtigkeit ihres Standpunktes angeführt.

Ich möchte damit nicht fortfahren, meine aber, daß sich in Astrid Lindgrens Darstellung über ihre Kindheit und ihre Eltern einige in diesem Zusammenhang unerhört aktuelle Hinweise auf *echte* Autorität finden. So, wenn sie schreibt:

»Unsere Kindheit wurde von Geborgenheit *und* Freiheit geprägt. Man fühlte sich geborgen bei diesen Eltern, die sich sehr mochten und die immer da waren, wenn man sie brauchte... gewiß wurden wir mit christlichen Ermahnungen erzogen, der damaligen Zeit entsprechend, aber in unseren Spielen

waren wir herrlich frei und wurden nie überwacht... ich finde, Hannas Art Kinder zu erziehen, war recht großzügig. Daß man gehorchen mußte, war selbstverständlich, aber sie verlangte nicht immer unnötige und unmögliche Dinge von uns. Sie hat z. B. nicht darauf bestanden, daß wir pünktlich zu den Mahlzeiten erschienen und... ich kann mich auch nicht erinnern, daß sie uns jemals Vorwürfe machte, wenn wir mit zerrissenen oder schmutzigen Kleidern heimkamen. Sie fand wohl, ein Kind habe das Recht, sich im Spiel auszutoben.«

Aber es heißt auch:

»Wir hatten viel Freiheit, aber das bedeutete nicht, daß wir nichts zu tun brauchten. Natürlich mußten wir auch lernen zu arbeiten.«

Diese Balance zwischen Freiheit und Geborgenheit, zwischen Offenheit und notwendiger Anpassung, scheint mir eine Voraussetzung für echte, für personale Autorität, die von Kindern nicht nur anerkannt, sondern als Teil der Geborgenheit auch gewollt und ersehnt wird. Dies setzt aber freilich auf Seiten der Erwachsenen Zeit, Souveränität, Absehenkönnen von sich selbst, von eigenen Wünschen und hin und wieder auch Widerstand gegen scheinbar unverrückbare Normen der Konsumgesellschaft voraus.

Astrid Lindgrens persönliche Haltung und ihr meistergültiges Einfühlungsvermögen in kindliches Bewußtsein sind für mich lebendiger Beweis dafür, welchen Zuwachs an Friedfertigkeit und menschlichem Glück eine solche Einstellung gegenüber Kindern erbringen könnte.

Meine Damen und Herren: gewiß ist die Kinderfeindlichkeit unserer Gesellschaft ein vielstrapaziertes Schlagwort. Seltener ist schon davon die Rede, wie kinderfeindlich wir uns als Individuen verhalten, wenn wir von Kindern - und sei es auch nur spaßhaft - als von »kleinen Monstern« reden, wenn wir uns ihrer Existenz ganz und gar verweigern, wenn wir ihre Lebendigkeit als lästig empfinden und nur bestrebt sind, sie möglichst rasch in wohlfunktionierende, unbedingt angepaßte, kleine oder größere Erwachsene zu verwandeln.

In diesem Sinn enthalten die Geschichten und Szenen von Astrid Lindgren eine Herausforderung von großer Aktualität, sofern wir nur bereit sind, hinzusehen oder hinzuhören.

Ich schließe mit einem Vers meines Kollegen Hans Manz.

»Jeder muß lernen
sich anzupassen,
aber gleichzeitig aufpassen,
daß er nicht verpaßt zu sagen:
Das paßt mir nicht.«

Dieser Satz könnte durchaus auch als Motto über dem gesamten Werk Astrid Lindgrens stehen, aus dem bei aller funkelnden Phantasie doch auch viel sich in Vernunft gründender Realitätssinn, tiefe Liebe zum Menschen, verbunden mit Respektlosigkeit vor jedem Gehabe, zu uns sprechen.

Der Gedanke, den dieser Vers prägnant faßt, verweist auf jene beiden Pole, zwischen denen sich Erziehung in unserer Zeit, die immer auch Erziehung zu einem Mehr an Friedfertigkeit und Toleranz, aber auch Erziehung zu recht verstandener Emanzipation zu sein hat, bewegen sollte.

Lebendige, einprägsame Anregungen dazu liefert das Werk von Astrid Lindgren in reichem Maße.

Dafür gebührt ihr Dank, nicht nur Dank von Kindern, dessen sie gewiß ständig teilhaftig wird, sondern auch unser Dank, als der von Eltern und Mitmenschen.

Astrid Lindgren

Dankesrede

»Niemals Gewalt«

Liebe Freunde!

Das erste, was ich zu tun habe, ist Ihnen zu danken, und das tue ich von ganzem Herzen. Der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels strahlt einen solchen Glanz aus und ist eine so hohe Auszeichnung, daß es einen fast überwältigt, empfängt man ihn. Und jetzt stehe ich hier, wo schon so viele kluge Männer und Frauen ihre Gedanken und ihre Hoffnungen für die Zukunft der Menschheit und den von uns allen ersehnten ewigen Frieden ausgesprochen haben - was könnte ich wohl sagen, das nicht schon andere vor mir besser gesagt haben ?

Über den Frieden sprechen heißt ja über etwas sprechen, das es nicht gibt. Wahren Frieden gibt es nicht auf unserer Erde und hat es auch nie gegeben, es sei denn als Ziel, das wir offenbar nicht zu erreichen vermögen. Solange der Mensch auf dieser Erde lebt, hat er sich der Gewalt und dem Krieg verschrieben, und der uns vergönnte, zerbrechliche Friede ist ständig bedroht. Gerade heute lebt die ganze Welt in der Furcht vor einem neuen Krieg, der uns alle vernichten wird. Angesichts dieser Bedrohung setzen sich mehr Menschen denn je zuvor für Frieden und Abrüstung ein - das ist wahr, das könnte eine Hoffnung sein. Doch Hoffnung hegen fällt so schwer. Die Politiker versammeln sich in großer Zahl zu immer neuen Gipfelgesprächen, und sie alle sprechen so eindringlich für Abrüstung, aber nur für die Abrüstung, die die anderen vornehmen sollen. Dein Land soll abrüsten, nicht meines! Keiner will den Anfang machen. Keiner wagt es anzufangen, weil jeder sich fürchtet und so geringes Vertrauen in den Friedenswillen des anderen setzt. Und während die eine Abrüstungskonferenz die andere ablöst, findet die irrsinnigste Aufrüstung in der Geschichte der Menschheit statt. Kein Wunder, daß wir alle Angst haben, gleichgültig, ob wir einer

Großmacht angehören oder in einem kleinen neutralen Land leben. Wir alle wissen, daß ein neuer Weltkrieg keinen von uns verschonen wird, und ob ich unter einem neutralen oder nicht-neutralen Trümmerhaufen begraben liege, das dürfte kaum einen Unterschied machen.

Müssen wir uns nach diesen Jahrtausenden ständiger Kriege nicht fragen, ob der Mensch nicht vielleicht schon in seiner Anlage fehlerhaft ist? Und sind wir unserer Aggressionen wegen zum Untergang verurteilt? Wir alle *wollen* ja den Frieden. Gibt es denn da keine Möglichkeit, uns zu ändern, ehe es zu spät ist? Könnten wir es nicht vielleicht lernen, auf Gewalt zu verzichten? Könnten wir nicht versuchen, eine ganz neue Art Mensch zu werden? Wie aber sollte das geschehen, und wo sollte man anfangen?

Ich glaube, wir müssen von Grund auf beginnen. Bei den Kindern. Sie, meine Freunde, haben Ihren Friedenspreis einer Kinderbuchautorin verliehen, und da werden Sie kaum weite politische Ausblicke oder Vorschläge zur Lösung internationaler Probleme erwarten. Ich möchte zu Ihnen über die Kinder sprechen. Über meine Sorge um sie und meine Hoffnungen für sie. Die jetzt Kinder sind, werden ja einst die Geschäfte unserer Welt übernehmen, sofern dann noch etwas von ihr übrig ist. Sie sind es, die über Krieg und Frieden bestimmen werden und darüber, in was für einer Gesellschaft sie leben wollen. In einer, wo die Gewalt nur ständig weiterwächst, oder in einer, wo die Menschen in Frieden und Eintracht miteinander leben. Gibt es auch nur die geringste Hoffnung darauf, daß die heutigen Kinder dereinst eine friedlichere Welt aufbauen werden, als wir es vermocht haben ? Und warum ist uns dies trotz allen guten Willens so schlecht gelungen ?

Ich erinnere mich noch sehr gut daran,

welch ein Schock es für mich gewesen ist, als mir eines Tages - ich war damals noch sehr jung - klar wurde, daß die Männer, die die Geschicke der Völker und der Welt lenkten, keine höheren Wesen mit übernatürlichen Gaben und göttlicher Weisheit waren. Daß sie Menschen waren mit den gleichen menschlichen Schwächen wie ich. Aber sie hatten die Macht und konnten jeden Augenblick schicksalsschwere Entscheidungen fällen, je nach den Antrieben und Kräften, von denen sie beherrscht wurden. So konnte es, traf es sich besonders unglücklich, zum Krieg kommen, nur weil ein einziger Mensch von Machtgier oder Rachsucht besessen war, von Eitelkeit oder Gewinnsucht, oder aber - und das scheint das häufigste zu sein - von dem blinden Glauben an die Gewalt als das wirksamste Hilfsmittel in allen Situationen. Entsprechend konnte ein einziger guter und besonnener Mensch hier und da Katastrophen verhindern, eben weil er gut und besonnen war und auf Gewalt verzichtete.

Daraus konnte ich nur das eine folgern: Es sind immer auch einzelne Menschen, die die Geschicke der Welt bestimmen. Warum aber waren denn nicht alle gut und besonnen? Warum gibt es so viele, die nur Gewalt wollten und nach Macht strebten? Waren einige von Natur aus böse? Das konnte ich damals nicht glauben, und ich glaube es auch heute nicht. Die Intelligenz, die Gaben des Verstandes mögen zum größten Teil angeboren sein, aber in keinem neugeborenen Kind schlummert ein Samenkorn, aus dem zwangsläufig Gutes oder Böses sprießt. Ob ein Kind zu einem warmherzigen, offenen und vertrauensvollen Menschen mit Sinn für das Gemeinwohl heranwächst oder aber zu einem gefühlkalten, destruktiven, egoistischen Menschen, das entscheiden die, denen das Kind in dieser Welt anvertraut ist, je nachdem, ob sie ihm zeigen, was Liebe ist, oder aber dies nicht tun. »Überall lernt man nur von dem, den man liebt«, hat Goethe einmal gesagt, und dann muß es wohl wahr sein. Ein Kind, das von seinen Eltern liebevoll behandelt wird und das seine Eltern liebt, gewinnt dadurch ein liebevolles Verhältnis zu seiner Umwelt und bewahrt diese Grundeinstellung sein Leben lang. Und das ist auch dann gut, wenn das Kind später nicht zu denen gehört, die das Schicksal der Welt lenken. Sollte das Kind aber wider Erwarten eines Tages doch zu diesen Mächtigen gehören, dann ist es für uns alle ein Glück, wenn seine Grundhaltung durch Liebe geprägt worden ist und nicht durch

Gewalt. Auch künftige Staatsmänner und Politiker werden zu Charakteren geformt, noch bevor sie das fünfte Lebensjahr erreicht haben - das ist erschreckend, aber es ist wahr.

Blicken wir nun einmal zurück auf die Methoden der Kindererziehung früherer Zeiten. Ging es dabei nicht allzu häufig darum, den Willen des Kindes mit Gewalt, sei sie physischer oder psychischer Art, zu brechen? Wie viele Kinder haben ihren ersten Unterricht in Gewalt »von denen, die man liebt«, nämlich von den eigenen Eltern erhalten und dieses Wissen dann der nächsten Generation weitergegeben! Und so ging es fort, »Wer die Rute schont, verdirbt den Knaben«, heißt es schon im Alten Testament, und daran haben durch die Jahrhunderte viele Väter und Mütter geglaubt. Sie haben fleißig die Rute geschwungen und das Liebe genannt. Wie aber war denn nun die Kindheit aller dieser wirklich »verdorbenen Knaben«, von denen es zur Zeit so viele auf der Welt gibt, dieser Diktatoren, Tyrannen und Unterdrücker, dieser Menschenschinder? Dem sollte man einmal nachgehen. Ich bin überzeugt davon, daß wir bei den meisten von ihnen auf einen tyrannischen Erzieher stoßen würden, der mit einer Rute hinter ihnen stand, ob sie nun aus Holz war oder im Demütigen, Kränken, Bloßstellen, Angstmachen bestand.

In den vielen von Haß geprägten Kindheits-schilderungen der Literatur wimmelt es von solchen häuslichen Tyrannen, die ihre Kinder durch Furcht und Schrecken zu Gehorsam und Unterwerfung gezwungen und dadurch für das Leben mehr oder weniger verdorben haben. Zum Glück hat es nicht nur diese Sorte von Erziehern gegeben, denn natürlich haben Eltern ihre Kinder auch schon von jeher mit Liebe und ohne Gewalt erzogen. Aber wohl erst in unserem Jahrhundert haben Eltern damit begonnen, ihre Kinder als ihresgleichen zu betrachten und ihnen das Recht einzuräumen, ihre Persönlichkeit in einer Familiendemokratie ohne Unterdrückung und ohne Gewalt frei zu entwickeln.

Muß man da nicht verzweifeln, wenn jetzt plötzlich Stimmen laut werden, die die Rückkehr zu dem alten autoritären System fordern? Denn genau das geschieht zur Zeit mancherorts in der Welt. Man ruft jetzt wieder nach »härterer Zucht«, nach »strafferen Zügeln« und glaubt dadurch alle jugendlichen Unarten unterbinden zu können, die angeblich auf zuviel Freiheit und zuwenig Strenge in der Erziehung beruhen. Das

aber hieße den Teufel mit dem Beelzebub austreiben und führt auf die Dauer nur zu noch mehr Gewalt und zu einer tieferen und gefährlichen Kluft zwischen den Generationen. Möglicherweise konnte diese erwünschte »härtere Zucht« eine äußerliche Wirkung erzielen, die die Befürworter dann als Besserung deuten würden. Freilich nur so lange, bis auch sie allmählich zu der Erkenntnis gezwungen werden, daß Gewalt immer wieder nur Gewalt erzeugt - so wie es von jeher gewesen ist.

Nun mögen sich viele Eltern beunruhigt durch diese neuen Signale fragen, ob sie es bisher falsch gemacht haben. Ob eine freie Erziehung, in der die Erwachsenen es nicht für selbstverständlich halten, daß sie das Recht haben zu befehlen und die Kinder die Pflicht haben, sich zu fügen, womöglich nicht doch falsch oder gefährlich sei.

Freie und un-autoritäre Erziehung bedeutet *nicht*, daß man die Kinder sich selber überläßt, daß sie tun und lassen dürfen, was sie wollen. Es bedeutet *nicht*, daß sie ohne Normen aufwachsen sollen, was sie selber übrigens gar nicht wünschen. Verhaltensnormen brauchen wir alle, Kinder und Erwachsene, und durch das *Beispiel* ihrer Eltern lernen die Kinder mehr als durch irgendwelche anderen Methoden. Ganz gewiß sollen Kinder Achtung vor ihren Eltern haben, aber ganz gewiß sollen auch Eltern Achtung vor ihren Kindern haben, und niemals dürfen sie ihre natürliche Überlegenheit mißbrauchen. Liebevoller Achtung voreinander, das möchte man allen Eltern und allen Kindern wünschen.

Jenen aber, die jetzt so vernehmlich nach härterer Zucht und strafferen Zügeln rufen, möchte ich das erzählen, was mir einmal eine alte Dame berichtet hat. Sie war eine junge Mutter zu der Zeit, als man noch an diesen Bibelspruch glaubte, dieses »Wer die Rute schont, verdirbt den Knaben«. Im Grunde ihres Herzens glaubte sie wohl gar nicht daran, aber eines Tages hatte ihr kleiner Sohn etwas getan, wofür er ihrer Meinung nach eine Tracht Prügel verdient hatte, die erste in seinem Leben. Sie trug ihm auf, in den Garten zu gehen und selber nach einem Stock zu suchen, den er ihr dann bringen sollte. Der kleine Junge ging und blieb lange fort. Schließlich kam er weinend zurück und sagte: »Ich habe keinen Stock finden können,

aber hier hast du einen Stein, den kannst du ja nach mir werfen.« Da aber fing auch die Mutter an zu weinen, denn plötzlich sah sie alles mit den Augen des Kindes. Das Kind mußte gedacht haben, »meine Mutter will mir wirklich weh tun, und das kann sie ja auch mit einem Stein.«

Sie nahm ihren kleinen Sohn in die Arme, und beide weinten eine Weile gemeinsam. Dann legte sie den Stein auf ein Bord in der Küche, und dort blieb er liegen als ständige Mahnung an das Versprechen, das sie sich in dieser Stunde selber gegeben hatte: »NIEMALS GEWALT!«

Ja, aber wenn wir unsere Kinder nun ohne Gewalt und ohne irgendwelche straffen Zügel erziehen, entsteht dadurch schon ein neues Menschengeschlecht, das in ewigem Frieden lebt? Etwas so Einfältiges kann sich wohl nur ein Kinderbuchautor erhoffen! Ich weiß, daß es eine Utopie ist. Und ganz gewiß gibt es in unserer armen, kranken Welt noch sehr viel anderes, das gleichfalls geändert werden muß, soll es Frieden geben. Aber in dieser unserer Gegenwart gibt es - selbst ohne Krieg - so unfaßbar viel Grausamkeit, Gewalt und Unterdrückung auf Erden, und das bleibt den Kindern keineswegs verborgen. Sie sehen und hören und lesen es täglich, und schließlich glauben sie gar, Gewalt sei ein natürlicher Zustand. Müssen wir ihnen dann nicht wenigstens daheim durch unser Beispiel zeigen, daß es eine andere Art zu leben gibt? Vielleicht wäre es gut, wenn wir alle einen kleinen Stein auf das Küchenbord legten als Mahnung für uns und für die Kinder: NIEMALS GEWALT!

Es könnte trotz allem mit der Zeit ein winziger Beitrag sein zum Frieden in der Welt.

Gerold Ummo Becker

Auf der Suche nach dem verschwundenen Land

Eines der Bücher von Astrid Lindgren, und zwar eines der wenigen von ihr, das sich nicht an Kinder oder Jugendliche, sondern an Erwachsene als Leser wendet, trägt den Titel »Das verschwundene Land«. Dieser Band enthält außer einigen streitbaren Aufsätzen über Kinderbücher auch Astrid Lindgrens Erinnerungen an ihre eigene Kindheit. Es liegt nahe, daß ich diese Erinnerungen in den letzten Wochen mehrfach sehr genau gelesen habe. Dabei ist es mir merkwürdig ergangen: Einerseits hat es mich immer wieder verblüfft, mit welcher Genauigkeit Astrid Lindgren sich an zahllose Einzelheiten ihrer Kinderzeit erinnert, die sich dann in ihrer Darstellung fast beiläufig und scheinbar naiv zu einprägsamen Szenen und Bildern verdichten, ich habe immer wieder vergnügt gleichsam Teile des Rohmaterials entdeckt, aus denen dann 40 Jahre später Bullerbü oder Lönneberga entstanden sind. Andererseits schien es mir, als seien diese knapp 70 Seiten, die als Erinnerung daherkommen, durchaus nicht nur rückwärts gewandt, durchaus nicht nur Elegie auf eine versunkene Kinderwelt, sondern in dieser Verkleidung so etwas wie eine konkrete Utopie, wie die Beschreibung einer Form von Kindheit, in der Kind zu sein beglückend und nützlich, aufregend und sinnvoll und damit zugleich nach vorn, auf Zukunftweisend, sein könnte.

Da war es naheliegend, zu erproben, ob sich nicht Überlegungen zu Kinder- und Jugendbüchern und ihren Lesern unter die Überschrift »Auf der Suche nach dem verschwundenen Land« bündeln ließen.

Ich beschränke mich auf Bücher, in denen Geschichten erzählt werden. Das hat etwas Willkürliches, denn natürlich gehören auch die Sachbücher, von denen es in den letzten Jahren einige aufregend gute gegeben hat, seit jeher zur Kinder- und Jugendliteratur. Und weil sich das Suchen nach dem verschwundenen Land im Entdecken und Finden erfüllt, können es natürlich

auch und gerade Sachbücher sein, die dem Kind beim Aufwachsen helfen.

Die vielbändigen systematischen Sammlungen von Märchen verschiedenster Kulturkreise machen deutlich, daß es nicht die besondere Eigenart einer Kultur, sondern eine Art Grundbedürfnis aller Menschen ist, Geschichten zu hören, aller Menschen, das heißt, Erwachsener ebenso wie Kinder. Die Geschichte, die erzählt wird, oder die in einem Buch aufgeschrieben ist, tut auch mit uns Erwachsenen etwas Magisches, Zauberes: sie macht uns über Zeit und Raum hinweg zu Teilnehmern an fremdem Leben. Sie entführt uns in die andere Zeit, an den anderen Ort. Das Kind sagt, eine Geschichte sei »spannend«, es will wissen, »wie sie zu Ende geht«, wir Erwachsenen reden vielleicht von Identifikation mit der Hauptperson oder anderen Personen des Geschehens. Der Zauber ist wirksam. Mit seiner Hilfe gelingt es uns, mehr als nur ein Leben zu führen, mit Lederstrumpf in der Dämmerung am Rande der Prärie zu stehen, mit Jack Dawkins und Oliver Twist zum ersten Mal die dunkle Treppe in der Field Lane hinaufzusteigen, mit Nils Holgersson uns in die Schwunghedern der alten Wildgans festzuklammern, während unter uns die Bauernhäuser von Dalarna klein wie Kinderspielzeug in der Sonne liegen. Um wieviel ärmer wäre unser Leben, wenn nur das unsere Gedanken beschäftigen könnte, was vor unseren Augen ist, was wir selbst erleben oder erlebt haben.

»Es ist gut«, sagt Ernst Bloch, »auch fabelnd zu denken. Denn so vieles eben wird nicht mit sich fertig, wenn es vorfällt, auch wo es schön berichtet wird. Sondern ganz seltsam geht mehr darin um, der Fall hat es in sich, dieses zeigt oder schlägt er an. Geschichten dieser Art werden nicht nur erzählt, sondern man zählt auch, was es darin geschlagen hat oder horcht auf: was ging da? Aus Begebenheiten kommt da ein Merke, das sonst nicht so wäre; oder ein Merke, das schon ist, nimmt kleine Vorfälle als Spuren und Bei-

spiele. Sie deuten auf ein Weniger oder Mehr, das erzählend zu bedenken, denkend wieder zu erzählen wäre; das in den Geschichten nicht stimmt, weil es mit uns und allem nicht stimmt. Manches läßt sich nur in solchen Geschichten fassen, nicht in einem breiteren oder höheren Stil, oder dann nicht so.« (Bloch, Spuren, S. 16)

Astrid Lindgren hat gelegentlich die Zumutung abgewehrt, zu definieren, wie denn ein gutes Kinderbuch beschaffen sein müsse und den neugierigen Frager etwas ironisch beschieden: »falls du *mich* fragst, so könnte ich dir nach reiflicher Überlegung nur antworten: es muß gut sein. Ich versichere dir, daß ich lange und gründlich darüber nachgedacht habe, aber keine andere Antwort darauf weiß, als: es muß gut sein. Wie muß eine gute Gedichtsammlung sein? Wie ein guter Roman?« (Lindgren, Das entschwundene Land, S. 85). Ja, Rezepte gibt es da wohl nicht.

Dennoch kann man über die Wirkungen reden, die auch und gerade Kinderbücher im besten Falle bei ihren Lesern tun. Ich will vier solcher Wirkungen zu beschreiben versuchen. Daß ich sie vor allem mit Beispielen aus Astrid Lindgrens Büchern oder mit Äußerungen von ihr illustriere, scheint mir dem heutigen Anlaß angemessen, um so mehr, als mit ihr ja auch die anderen Kinder- und Jugendbuchautoren geehrt werden sollten, von deren Büchern Ähnliches gilt. Es gibt gerade unter den in den letzten Jahren neu erschienenen Kinder- und Jugendbüchern eine ganze Reihe, bei denen mir scheint, daß sie diese Wirkungen in höchst beglückender Weise haben. Aber meine Kenntnisse sind da beschränkt, meine Auswahl wäre zufällig und damit ungerecht.

Was solche Bücher bei ihren kindlichen und jugendlichen (oder auch erwachsenen) Lesern bewirken, läßt sich, so scheint mir, mit sehr einfachen Worten beschreiben.

I.

Sie halten die Neugier wach. Der Leser will wissen, wie es weitergeht.

»Hat jemand im vorigen Jahr am 15. Oktober Radio gehört? Hat jemand gehört, daß man nach einem verschwundenen Jungen forschte? So etwa sagten sie:

>Die Polizei in Stockholm sucht den neunjährigen Bö Vilhelm Olsson, der seit vorgestern Abend 18 Uhr aus der Wohnung Upplandsgatan 13 verschwunden ist. Bö Vilhelm Olsson hat helles Haar und blaue Augen und war mit kurzen

braunen Hosen, einem grauen Pullover und einer kleinen roten Mütze bekleidet. Mitteilungen über den Verschwundenen nimmt jede Polizeidienststelle entgegen.«

Ja, so sagten sie. Aber es kamen niemals irgendwelche Mitteilungen über Bö Vilhelm Olsson. Er war fort. Niemand erfuhr jemals, wo er geblieben ist. Keiner weiß es. Außer mir. Denn ich - ich bin Bö Vilhelm Olsson.« (Lindgren, Mio mein Mio, S. 7}

So beginnt Astrid Lindgren ihre Geschichte »Mio, mein Mio«, deren Ich-Erzähler, ein Waisenkind, das bei seinen Pflegeeltern unglücklich ist, als Prinz Mio in das geheimnisvolle Land der Ferne reist, wo er seinen Vater, den König, trifft. Bei dem hat er es gut, aber er muß doch wieder aufbrechen, um mit seiner kleinen Kraft gegen unheimliche, finstere Mächte zu kämpfen.

Oder Michel aus Lönneberga, der kleine wilde und eigensinnige Junge, von dem es heißt: »er wollte über Mutter und Vater bestimmen, über ganz Katthult und am liebsten noch über ganz Lönneberga, aber da machten die Lönneberger nicht mit.

>Sie können einem leid tun, die Svenssons auf Katthult, die einen solchen Lausejungen zum Sohn haben<! sagten sie. >Aus dem wird niemals etwas.<

So dachten die Lönneberger, ja! Wenn sie gewußt hätten, was noch aus Michel werden sollte, dann hätten sie nicht so geredet.« (Lindgren, Immer dieser Michel, S. 9/10) Und wer es von uns wissen will, der muß halt die Geschichten vom Michel lesen.

Wie neugierig man da werden kann, wie gern man wissen möchte, wie es weitergeht, erfahren wir aus einer kleinen Begebenheit, die Astrid Lindgren in einem Aufsatz mit dem Titel »Wo kommen nur die Einfälle her?« berichtet: »Mein Vater«, schreibt sie, »hat mir viel erzählt, und auch ich habe ihm, als er alt und so schwach-sichtig geworden war, daß er nicht mehr lesen konnte, mancherlei erzählt. Aus dem letzten Michel-Buch hat er, kurz bevor er von uns ging, nur noch von Michels Bravourstück auf der Versteigerung in Backhorva erfahren. Da er selbst sein Leben lang mit großem Vergnügen Geschäfte getätigt hat, fand er an Michels Gewitztheit großen Gefallen. Nachdem ich ihm von dieser Versteigerung in Backhorva erzählt hatte, vergingen ein paar Monate bis zu unserem nächsten Wiedersehen, und da fragte er gleich als Erstes: »War Michel wieder mal auf 'ner Auktion?« (Lindgren,

Wo kommen nur die Einfälle her? S. 99/100)

Wenn ein Buch diese Wirkung nicht hat, wenn es »langweilig« ist, wie die Kinder sagen, dann mag die Botschaft, die es bringen will, noch so wichtig sein, sie wird die kindlichen oder jugendlichen Leser nicht erreichen. Woran es eigentlich liegt, daß sie ein Buch als langweilig empfinden und ein anderes nicht, ist nicht so leicht zu sagen. Es hat wohl weniger damit zu tun, daß besonders großartige, dramatische Ereignisse berichtet werden. Die Welt der Kinder aus Bullerbü ist sozusagen eine Kinder-Alltagswelt auf einem kleinen Dorf. Kinder im Grundschulalter, besonders Mädchen, denen ich aus diesem Buch vorgelesen habe, fanden es »unheimlich spannend«. (Übrigens ist es nach meinem Eindruck auch für viele Eltern oder Pädagogen »spannender« und zugleich »nützlicher« als die meisten Bücher über Entwicklungspsychologie des Grundschulkindes, die ich kenne.)

Vielleicht liegt es daran, daß hier - übrigens sehr behutsam und zugleich farbig und facettenreich - eine Kinderwelt beschrieben ist, in der Kind zu sein beglückend und nützlich, aufregend und sinnvoll zugleich ist. Sie wird dem Leser als Gegenwart geschildert; von Astrid Lindgren selbst wissen wir, daß sie in vielen Einzelzügen die Beschreibung der vergangenen Welt ihrer eigenen Kindheit, ja der Kindheit ihres Vaters ist: »Es war nur ein kleiner, ganz normaler Pachthof der Pfarrei, und wenn ich sage, daß ich als Kind >viele< Menschen um mich hatte, so meine ich das im Vergleich zu heutigen Kindern, egal ob auf dem Lande oder in der Stadt. Für ein Kind war es lehrreich und interessant, mit Menschen unterschiedlicher Art und Eigenheiten und Altersgruppen aufzuwachsen. Von ihnen lernte ich - ohne daß sie oder ich es gewußt hätten -, daß das Leben Bedingungen unterworfen ist und wie schwierig es manchmal ist, Mensch zu sein. Aber auch andere Dinge lernte ich von diesen Menschen, denn nur weil vielleicht zufällig ein Kind in der Nähe war, nahm man damals kein Blatt vor den Mund. Und meine Geschwister und ich, wir waren in der Nähe, denn wir mußten ihnen ja den Kaffee aufs Feld bringen. An diese Kaffeepausen erinnere ich mich am besten, daran, wie sie alle am Feldrain saßen, Kaffee tranken, ihre Butterbrote hineintunkten und über so mancherlei ihre Gedanken austauschten.« (Lindgren, Das entschwendene Land, S. 46)

Oder an anderer Stelle: »Im übrigen [ließen unsere Eltern uns] aber frei und unbeschwert auf

dem wunderbaren Spielplatz, den wir in dem Näs unserer Kindheit besaßen, herumtollen. [...]

Und wir spielten und spielten und spielten, so daß es das reine Wunder ist, daß wir uns nicht totgespielt haben. Wir kletterten wie die Affen auf Bäume und Dächer, wir sprangen von Bretterstapeln und Heuhaufen, daß unsere Eingeweide nur so wimmerten, wir krochen quer durch riesige Sägemehlhaufen, lebensgefährliche, unterirdische Gänge entlang, und wir schwammen im Fluß, lange bevor wir überhaupt schwimmen konnten. Keinen Augenblick dachten wir an das Gebot unserer Mutter >aber nicht weiter raus als bis zum Nabel!<. Überlebt haben wir alle vier. Unsere Kindheit war ungewöhnlich frei von Rügen und Schelte. [...] Daß man zu gehorchen hatte, war selbstverständlich, aber [unsere Mutter] stellte nie unnötige und unerfüllbare Forderungen. [...] Sie zeterte nicht über Mißgeschicke, für die man nichts konnte. Wie zum Beispiel damals, als unsere jüngste Schwester auf den Küchentisch krabbelte und dabei die große Schüssel voll Blutgrütze umkippte. Kein Wort verlor Hanna darüber, sie wusch ihr blutverschmiertes Töchterchen, zog ihm saubere Sachen an und gab uns zum Mittagessen statt Blutgrütze etwas anderes.

Diese Freiheit zu haben hieß aber keineswegs, ständig frei zu haben. Daß wir zur Arbeit angehalten wurden, war die natürlichste Sache von der Welt.« (Lindgren, Samuel August von Sevedstorp und Hanna in Hult, S. 34/35)

Ich habe das so ausführlich zitiert, weil es (wie mir scheint) einen Hinweis enthält, warum auch die Alltagsgeschichten von ihren Lesern als spannend empfunden werden: aus den Elementen konkreter Erfahrungen einer solchen Kindheit hat die Dichterin Astrid Lindgren das entworfen, was ich vorhin eine konkrete Utopie genannt habe.

So könnte es sein; sollte es nicht so sein? Vielleicht nicht immer auf einem »ganz normalen Pachthof der Pfarrei«, aber doch so, daß es ein Wunder ist, daß man sich nicht totgespielt, doch so, daß die Erwachsenen eine nützliche und für das Kind verständliche Arbeit tun, doch so, daß junge und Alte und Uralte bei vielen Gelegenheiten etwas miteinander zu tun haben, doch so, daß es für Kinder etwas Handfestes zu tun gibt, durch das sie erfahren können, daß sie wirklich gebraucht werden, doch so, daß die Erwachsenen nicht unnötige und unerfüllbare Forderungen an die Kinder stellen und über Mißgeschicke nicht die Nerven verlieren.

Ich glaube, dieses Gefühl von Sehnsucht nach dem, was sein könnte, sein sollte, ist es, das Astrid Lindgren bei ihren Lesern zu wecken versteht; diese Beschreibungen sind es, die auch die unter ihren Büchern für ihre Leser »spannend« machen, die nicht - wie zum Beispiel »Kalte Blomquist« oder »Rasmus, Pontus und der Schwertschlucker« - eine handfeste Kriminalgeschichte voller Überraschungen als Gerüst haben.

Am atemlosesten, oft »in einem Zuge«, habe ich selbst und haben Kinder und Jugendliche, denen ich das Buch geliehen habe, »Die Brüder Löwenherz« gelesen. Wenn das Wort Spannung hier überhaupt angebracht ist, dann kommt bei diesem Buch die Spannung wohl aus der Betroffenheit des Lesers über die Kühnheit der Fabel und die Selbstverständlichkeit, mit der sie sich in Bildern und Episoden entfaltet, die realistisch und mythisch zugleich sind. Es ist das einzige Kinderbuch, das ich kenne, dessen Thema der Tod und die Überwindung von Todesangst ist. »Es geht darin«, schreibt Bettina Hürlimann, »in elementarer, nur im Märchen erlaubter Weise um Leben und Tod, um Gut und Böse, um Freiheit und Tyrannei. Der Kampf gegen das Böse, in den die Brüder unentrinnbar verflochten sind und der die ganze Handlung bestimmt, wendet sich gegen Gewalten, wie wir sie in unserem Jahrhundert erlebt haben, bezieht seine Motive von dort, ja selbst manche äußeren Merkmale, obgleich alles in mythologische Vergangenheit verlegt und dadurch verfremdet wird.« (Hürlimann, Ein Totenmärchen ?, S. 150)

Bruno Bettelheim, der große Kindertherapeut, geht in seiner eindrucksvollen Untersuchung Über den Nutzen der Märchen von einer scheinbar schlichten Wahrheit aus: »Heute liegt wie in früheren Zeiten die wichtigste und schwierigste Aufgabe der Erziehung darin, dem Kind dabei zu helfen, einen Sinn im Leben zu finden. Dazu sind viele Wachstumserfahrungen nötig. Das Kind muß in seiner Entwicklung lernen, sich selbst immer besser zu verstehen, dann vermag es auch andere zu verstehen und schließlich befriedigende und sinnvolle Beziehungen mit ihnen herzustellen.« (Bettelheim, Kinder brauchen Märchen, S. 9)

Und die Sätze, mit denen Bettelheim den, wie er sagt, »unschätzbaren Wert« begründet, den Märchen für diese Entwicklung des Kindes haben, könnten wohl auch für Bücher wie »Mio, mein Mio« oder »Die Brüder Löwenherz« gelten: Das Kind »formt unbewußte Inhalte zu bewußten

Phantasien, die es ihm ermöglichen, sich mit diesem Inhalt auseinanderzusetzen. In dieser Hinsicht haben die Märchen einen unschätzbaren Wert, weil sie der Phantasie des Kindes neue Dimensionen eröffnen, die es selbst nicht erschließen könnte. Was noch wichtiger ist: Form und Gestalt der Märchen bieten dem Kind Bilder an, nach denen es seine Tagträume ausbilden und seinem Leben eine bessere Orientierung geben kann.« (Bettelheim, Kinder brauchen Märchen, S. 12)

Zu den aufregendsten Abenteuern, die wir bestehen können, gehört es sicher, im Umgang mit uns selbst Erfahrungen mit dem zu machen, »was vom Menschen nicht gewußt oder nicht bedacht, durch das Labyrinth der Brust wandelt in der Nacht.« Ist es da verwunderlich, daß Kinder und Jugendliche nicht nur mit Betroffenheit oder mit dem Gefühl der Befreiung, sondern auch mit Spannung Geschichten lesen, die ihnen solche Erfahrungen erschließen ?

II.

Damit waren wir schon bei der Beschreibung der zweiten Wirkung, die Kinder- und Jugendbücher auf ihre Leser haben. Sie regen die Vorstellungskraft an, verführen zum Nachdenken. Astrid Lindgren spricht von der »Zusammenarbeit zwischen Worten und Kindern«, um aus den Buchstaben »zwischen zwei Buchdeckeln Bilder von einer Deutlichkeit zu machen, wie sie nur die Phantasie eines Kindes malen kann. Die Kinder schufen Bilder - von dunklen Märchenwäldern und grünen Indianerpfaden, von längst erloschenen Lagerfeuern und längst versunkenen Piratenschiffen, Bilder von bekannten Welten und von unbekanntem, von nahen Dingen und von fernen Wunderwerken - und es war in diesen Bildern eine Stärke, eine Intensität, die alles Übertraf, was es > in Wirklichkeit < gab.

Solche Bilder braucht der Mensch. An dem Tag, da die Phantasie der Kinder nicht mehr die Kraft besitzt, sie zu schaffen, an diesem Tag verarmt die Menschheit. Alles, was an Großem in der Welt geschah, vollzog sich zuerst in der Phantasie eines Menschen, und wie die Welt von morgen aussehen wird, hängt in großem Maß von der Einbildungskraft jener ab, die gerade lesen lernen. »Deshalb«, fährt Astrid Lindgren fort, »brauchen Kinder Bücher, an denen ihre Phantasie wachsen kann. Es gibt nichts, was das Buch als Nährboden der Phantasie ersetzen kann. Die

Kinder von heute sehen Filme, hören Radio, sitzen vor dem Fernsehschirm, lesen Comics - all das ist gewiß lustig und appelliert wohl auch an die Phantasie, aber es sind oberflächliche Erlebnisse. Ein Kind, allein mit seinem Buch, schafft sich irgendwo tief in den geheimen Kammern der Seele eigene Bilder, die alles andere übertreffen.« (Lindgren, Deshalb brauchen Kinder Bücher, S. 14/15)

Wer die Anregung und Entfaltung der Phantasie fordert, muß sich zumindest drei Einwänden stellen:

Besteht nicht die Gefahr, daß ein Kind oder ein junger Mensch sich in einer Phantasiewelt verliert und dadurch ungeschickt oder untauglich für die sogenannte wirkliche Welt wird? Und: Ist Phantasie reichum nicht eine sehr äußerliche, sozusagen formale Kategorie? Gibt es nicht auch zerstörerische, böse Phantasien? Ist es nicht so, daß nicht nur die großen und guten Taten sich zuerst in der Phantasie vollzogen haben, sondern auch die mörderischen, haßerfüllten oder menschenverachtenden? Und schließlich: Ist es in einer Zeit, in der die Erwachsenen nicht mehr an gute Feen und wunderbare Begebenheiten glauben, überhaupt zulässig, den Kindern Geschichten zu erzählen, in denen »der beste Karlsson der Welt« in einem kleinen Häuschen auf dem Dach wohnt und mit seinem Propeller auf dem Rücken durch die abendlichen Straßen des Vasa-Viertels fliegt, in denen man durch einen Gang unter dem Fuchsstein direkt vom Kapelahof ins Reich der Unterirdischen kommt, in denen ein kleines Mädchen mühelos ein Pferd auf die Veranda heben kann, in denen Katla und Karm, zwei Ungeheuer aus der Urzeit, miteinander kämpfen und sich gegenseitig vernichten?

Dieser letzte Einwand berührt einen Streit, der alt ist, aber vor etwa 20 Jahren eine Neuaufgabe in Gestalt einer radikalen Märchenkritik erlebt hat. Mir scheint, daß die gründliche Diskussion diese Auseinandersetzung inzwischen als Streit um ein Scheinproblem entlarvt hat. Das Magische, Phantastische und das Realistische sind im Kinderbuch kein Gegensatz, sondern ergänzen und bedingen einander. Wenn etwas unrealistisch ist, muß es darum nicht unwahr sein.

Den zweiten Einwand wird man ernst nehmen müssen. Ich meine, es ist in der Tat nicht gleichgültig, mit welchen Bildern die Phantasie der Kinder von heute angefüllt ist. Doch darf man es sich nicht zu einfach machen. Denn was Bet-

telheim und andere so überzeugend als eine Funktion der Märchen nachgewiesen haben, gilt mit einigen Veränderungen wohl doch auch für das phantastische Kinderbuch:

»Die Verächter des traditionellen Volksmärchens beschlossen, wenn schon Ungeheuer in einer Geschichte auftreten müßten, sollten sie alle gutmütig sein - dabei übersahen sie das Ungeheuer, das dem Kind selbst am besten bekannt ist, und das ihm am meisten Sorge bereitet: das Ungeheuer, das es in sich selbst fühlt und das es auch manchmal verfolgt. Wenn die Erwachsenen von diesem Ungeheuer im Kind nicht sprechen, wenn sie es im Unbewußten versteckt halten wollen und dem Kind nicht erlauben, es mit Hilfe der Bilderwelt des Märchens in seiner Phantasie zu bedenken, lernt das Kind das eigene Ungeheuer nicht besser kennen und erhält auch keinen Hinweis, wie es gebändigt werden kann. Die Folge davon ist, daß das Kind seinen schlimmsten Ängsten hilflos gegenübersteht - viel mehr, als wenn man ihm Märchen erzählt hätte, die diesen Ängsten Gestalt verleihen und Wege aufzeigen, wie das Ungeheuer überwunden werden kann.« (Bettelheim, Kinder brauchen Märchen, S. 115)

Die Psychoanalyse hat in vielen Bildern deutlich gemacht, wie im strengsten Sinne lebensentscheidend es ist, daß ein Mensch, aufwachsend, lernt, in einem entspannten aber nicht spannungslosen Gleichgewicht zwischen den Ansprüchen seiner Triebe und den Ansprüchen der Realität zu leben, ja, daß der einzelne sich mit seiner Triebwelt geradezu befreunden muß, wenn sein Ich nicht durch die Angriffe aus dem Hinterhalt des Verdrängten ständig gefährdet sein soll.

Astrid Lindgren, die mir gesagt hat, daß sie ihre Geschichten und Gestalten nie als Illustration zu irgendeiner psychologischen Theorie verstanden habe, hat zum Beispiel den Karlsson vom Dach erfunden, jenen egoistischen, gefräßigen, rücksichtslosen, sich überall geschickt ausredenden - und dennoch liebenswerten Karlsson, das alter ego des siebenjährigen Lillebror, und dazu eine Fülle lustiger und spannender Geschichten, in denen Lillebror, aber auch seine Eltern und Geschwister, mit diesem kleinen Kobold umgehen lernen und Freundschaft schließen. Aber ob nun Karlsson vom Dach oder Herr Liliestengel, der den kranken Göran in das geheimnisvolle Land der Dämmerung entführt, oder die allerliebste Schwester, die die kleine Babro in ihrem Kummer tröstet, daß nun ein neugeborener

kleiner Bruder die Liebe und Aufmerksamkeit der Mutter beansprucht, immer sind es Gestalten, an denen das Kind erfahren kann, daß seine Phantasien und Ängste ernstgenommen und zugleich gebannt werden.

Hier, scheint mir, wäre ein Maßstab zu gewinnen, mit welchen Bildern und Gestalten wir uns bemühen sollten, die Phantasie der Kinder reicher zu machen: Sie müssen daran gemessen werden, ob sie dem Kind helfen, mit seinen Ängsten fertig zu werden, sich geborgen zu fühlen, Zuversicht zu gewinnen. Sie müssen das durch eine Bilderwelt tun, die dem Kind in einer unmittelbaren Weise zugänglich ist, dem Kind, das sich in einer Situation befindet, in der rationale Argumente es gerade nicht erreichen, sondern es nur in seiner Hilflosigkeit und seinem Ausgeliefertsein bestätigen.

Das führt zum ersten Einwand zurück: Zur Gefahr des Sich-Verlierens in der Phantasiewelt, des Untauglichwerdens für die sogenannte Realität. »Aus der Tatsache, daß manche Menschen sich von der Welt zurückziehen und den größten Teil ihrer Zeit im Reich ihrer Vorstellungen zubringen, hat man den irrigen Schluß gezogen, ein überreiches Phantasieleben mache es unmöglich, erfolgreich die Realität zu bewältigen. Das Gegenteil ist jedoch richtig:«, schreibt Bettelheim, »Diejenigen, die völlig in ihren Phantasien leben, werden von zwanghaften

Gedankengängen befallen, die sich ewig um einige, eng begrenzte, stereotype Gegenstände drehen. Diese Menschen haben keineswegs ein reiches Phantasieleben; sie sind vielmehr in einem angsterfüllten oder sehnsüchtigen Wunschtraum eingeschlossen und können nicht ausbrechen. Die [...] Phantasie dagegen, die in der Vorstellung eine breite Vielfalt von Gegenständen auch aus der Realität umfaßt, gibt dem Ich eine Überfülle an Material zu verarbeiten.« (Bettelheim, *Kinder brauchen Märchen*, S. 117)

Ja, genaugenommen ist es wohl der Reichtum an inneren Bildern, aus dem wir, auch wenn unsere Erfahrungen entmutigend, demütigend oder verletzend sind, Hoffnung und Zuversicht gewinnen können. »Wie groß die Zurücksetzung, Enttäuschung und Verzweiflung des Kindes in Augenblicken völlig hoffnungsloser Niederlage ist, erkennt man aus seinen Wutausbrüchen; sie sind der sichtbare Ausdruck seiner Überzeugung, es könne nichts unternehmen, um seine »unerträglichen« Lebensverhältnisse zu verbessern. Sobald ein Kind aber in der Lage ist, einen Aus-

weg aus seinem derzeitigen Dilemma zu ersinnen (d. h.: in der Phantasie auszudenken), verschwinden die Zornanfalle, denn wenn Hoffnung auf die Zukunft vorhanden ist, sind die gegenwärtigen Schwierigkeiten nicht mehr unerträglich. An die Stelle ungezügelter körperlicher Austobens mit Boxen und Schreien tritt Nachdenken oder Tätigkeit, die darauf gerichtet ist, ein gewünschtes Ziel zu erreichen, entweder jetzt oder irgendwann später. So kann das Kind mit den Problemen, die es nicht augenblicklich lösen kann, dennoch leben, weil die Enttäuschung in der Gegenwart von Visionen zukünftiger Siege gemildert wird.« (Bettelheim, *Kinder brauchen Märchen*, S. 119)

III.

Damit sind wir schon bei einer dritten Wirkung, die zumindest das Buch für Kinder und Jugendliche haben kann: Es tröstet und ermutigt seinen Leser. Hier ist wohl mehr oder weniger deutlich nach einer Grundentscheidung des Autors gefragt. Ganz sicher will er unterhalten, das soll er auch - und wenn er es erfolgreich tut, um so besser; vielleicht will er aufklären, den Leser kritisch machen, zum "Weiterfragen, Zweifeln veranlassen, auch das kann seine Aufgabe sein - und wenn er sie erfolgreich wahrnimmt, um so besser. Aber was will er noch? "Was hat er mit seinem kindlichen oder jugendlichen Leser eigentlich im Sinn? Trösten und Ermutigen heißt nicht belügen. Mit dem, was wir zu Recht einen »billigen Trost« nennen, ist nichts gewonnen, höchstens etwas beschwichtigt. Ermutigung, die nicht aus Hoffnung und Zuversicht für die Zukunft kommt, ist ebenso kränkend wie das »Nun reiß dich mal zusammen«. Mit dem moralischen Unterton bedrängen wir das mutlose Kind nur, wir helfen ihm in seiner Verzweiflung gerade nicht.

Aber daß, wie in so vielen Geschichten von Astrid Lindgren (oder auch in vielen Märchen) das Kleine, Verzagte, scheinbar Ohnmächtige nicht unterliegen muß, sondern durch List und Geduld oder durch die Unbeirrbarkeit seines Glaubens das Große und Gewalttätige überwindet, kann trösten und Mut machen, so daß daraus die Kraft zum "Weiterleben und eine neue Tapferkeit gegenüber den eigenen Ängsten und Schwierigkeiten kommt. Dazu ist es nötig, daß die Angst und Verzagtheit erst einmal so ernstgenommen wird, wie bei dem kleinen Karl

Löwe, der von sich sagt: »Ich kenne keinen, der sich so schnell fürchtet wie ich.« Und der doch seine Angst immer wieder überwindet, so daß er seinem neuen Namen Löwenherz alle Ehre macht. Am Ende soll er mit seinem Bruder Jonathan den Sprung in die unheimliche Tiefe tun, um vielleicht in das neue Land der Verheißung, Nangilima, zu kommen:

»Krümel Löwenherz«, sagte Jonathan, »hast du Angst?« »Nein..., doch, ich habe Angst! Aber ich tue es trotzdem, Jonathan, ich tue es jetzt... jetzt... Und dann werde ich nie wieder Angst haben. Nie wieder Angst...«

Der Trost und die Ermutigung, die das Kinderbuch im besten Falle seinen Lesern geben kann, muß sie in *ihren* Nöten trösten, in ihren Ängsten und *ihrer* Verzweiflung ermutigen, ihnen Hoffnung machen, daß sie die Probleme *ihrer* Welt werden lösen können. Das setzt voraus, daß der Autor diese Welt, ihre Ängste und Nöte, ihre Verzweiflung, aber auch ihr Glück und ihre Schönheit kennt. Dann kann er, auch und gerade, eine Geschichte schreiben, die unter zaubernden Müllerburschen in einer unheimlichen Mühle vor 300 Jahren spielt, oder eine Geschichte, die von der Flucht eines Jungen aus einem KZ handelt. Aber es setzt wohl auch voraus, daß der Autor selbst an den Trost und die Ermutigung glaubt, die er in einer Geschichte Gestalt werden läßt. Das heißt nicht, die Welt durch eine rosarote Brille sehen. Im Gegenteil, es kann sein, daß aus dieser Überzeugung erst der Mut kommt, die Welt ohne Scheuklappen zu sehen. Wer sich allerdings selbst belügen müßte, wenn er seine kindlichen oder jugendlichen Leser trösten, ermutigen und ihnen Hoffnungen machen wollte, der sollte wohl nicht für Kinder und Jugendliche schreiben.

IV.

Von einer letzten Wirkung soll noch die Rede sein, die Bücher für Kinder und Jugendliche auf ihre Leser haben: Sie klären auf über die Welt. Sie machen Zusammenhänge deutlich, die in meinem Alltag vielleicht verborgen sind.

Sie benennen das Schöne als schön, das Gute als gut, das Furchtbare und Unerträgliches als furchtbar und unerträglich, sie zeigen, was Freundschaft ist, aber auch, worin Gewalt und Tyrannei bestehen und was sie den Ausgelieferten ebenso wie den Schergen antun. Sie erzählen von Treue und Mut zum Widerstand, aber auch

von Verrat und Feigheit und machen dies alles damit deutlicher erfahrbar, leichter zu bewältigen als das in der ungeklärten Realität meines Alltags geschehen kann. Sie sagen mir einen Teil der Wahrheit über andere Menschen und über mich selbst, und vielleicht gerade den Teil, den ich in meinem Alltag nicht oder nur sehr undeutlich erfahren würde. Sie haben, deutlicher die einen, undeutlicher die anderen, eine Botschaft an mich, zum Beispiel, warum es sich trotz allen Unheils in dieser Welt zu leben lohnt, oder daß es Dinge gibt, die man tun muß, selbst wenn sie lebensgefährlich sind, »weil man sonst kein Mensch ist, sondern nur ein Häuflein Dreck«, wie Jonathan dem Krümel Löwenherz antwortet, der den geliebten Bruder verzweifelt fragt, warum er sich in eine solche Gefahr begeben müsse.

Die Kinder- und Jugendbücher, die Geschichten erzählen, müssen wahr sein, auch wenn sie vielleicht voller Magie und Zauberei, voll spielerischer Phantasie und erfindungsreicher Fabulierkunst stecken. Daß das möglich ist, haben Astrid Lindgren und manche andere Autoren in den letzten Jahren immer wieder bewiesen und nicht nur den Kindern, sondern auch uns Erwachsenen dadurch ein kostbares Geschenk gemacht. Wahrheit kann nicht nur in der Darstellung von Wirklichkeit zur Sprache kommen, sondern auch im Ausgedachten, Phantastischen. Das Gegenteil von Wahrheit ist Verlogenheit. Lügen und Betrügen kann man auch mit höchst realistischen Mitteln.

Man hat Astrid Lindgren (ebenso wie anderen großen Kinderbuchautoren) vorgeworfen, ihre Bücher schilderten und verklärten eine »heile Welt«. Abgesehen davon, daß, wie ich meine, ein solcher Vorwurf nur aus blanker Unkenntnis der Bücher selbst kommen kann - es gibt kaum ein Buch von ihr, in dem nicht auch das Unheilvolle bedrückende Realität ist - muß hier wohl zurückgefragt werden: Gehört es nicht auch zur Wahrheit, daß wir in einer unheilen Welt nicht vergessen, ja nicht vergessen dürfen, daß es eine heile Welt geben könnte, und daß wir deshalb weniger Unheil ertragen und wohl auch anrichten sollen? Daß wir in einer friedlosen Welt nicht vergessen, ja nicht vergessen dürfen, daß wir eine Welt des Friedens wollen?

Woher sollten wir sonst den Mut nehmen, nicht zu resignieren, uns nicht zu bescheiden und »so ist es und so bleib es« zu sagen?

Wir ehren heute Astrid Lindgren - zugleich stellvertretend für viele -, weil sie das ihre dazu

beigetragen hat, diesen Mut bei den Kindern und vielleicht bei manchen von uns zu wecken und zu stärken. Aber wir würden zuwenig tun, wenn wir es angesichts der Herausforderung, die solche Bücher in Wahrheit sind, bei Ehrung und Dankbarkeit beließen, wenn uns die Arbeit und das Werk einzelner zum Alibi für unsere eigene Untätigkeit gerieten. Etwas an den Lebensverhältnissen der Kinder jetzt und an ihren Lebensmöglichkeiten für die Zukunft zu ändern, der konkreten Utopie ein paar Schritte näher zu kommen, das ist nicht eine Sache, die man an ein paar Kinderbuchautoren oder auch an viele Berufspädagogen delegieren kann, sondern das ist eine

Aufgabe, die uns allen gestellt ist, eine politische Aufgabe auch in dem Sinn, daß sie langfristiges und weiträumiges Planen und Handeln ebenso erfordert, wie den Mut, mit den kleinen Dingen jetzt schon anzufangen.

Wir danken Astrid Lindgren, daß sie nicht nur für die Kinder da ist, sondern auch uns Erwachsene in eine heilsame Unruhe versetzt.

Verzeichnis der zitierten Literatur

BRUNO BETTELHEIM: Kinder brauchen Märchen, Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1977

ERNST BLOCH: Spuren (= Bibliothek Suhrkamp, Bd. 54), Frankfurt/M., Suhrkamp 1969

BETTINA HÜRLIMANN: Ein Totenmärchen? in: Neue Zürcher Zeitung vom 7.11.1974, zitiert nach Oetinger-Almanach Nr. 13, Hamburg, Oetinger 1975, S. 150ff.

ASTRID LINDGREN: Immer dieser Michel, Hamburg, Oetinger

- Mio, mein Mio, Hamburg, Oetinger 1975

- Die Brüder Löwenherz, Hamburg, Oetinger 1975

- Das verschwundene Land, Hamburg, Oetinger 1977

darin: Samuel August von Sevedstorp und Hanna in Hult / Das verschwundene Land / Kleines Zwiegespräch mit einem künftigen Kinderbuch-Autor / Wo kommen nur die Einfälle her?

- Deshalb brauchen Kinder Bücher, in: Oetinger-Almanach Nr. 15, Hamburg, Oetinger 1977, S. 14 f.

Diese Texte sind urheberrechtlich geschützt. Der Nachdruck und jede andere Art der Vervielfältigung als Ganzes oder in Teilen, die urheberrechtlich nicht gestattet ist, werden verfolgt. Anfragen zur Nutzung der Reden oder von Ausschnitten daraus richten Sie bitte an m.schult@boev.de.

Durch die Digitalisierung der Texte können Fehler aufgetreten sein. Falls Sie Fehler entdecken, wären wir Ihnen für einen kurze Mitteilung dankbar.